

Johanneskirche Berlin-Schlachtensee
Offene Kanzel
11. Sonntag nach Trinitatis
27. August 2017

Gastpredigt von Mario Krebs, EIKON

Wie oft haben wir diese beiden Geschichten schon gehört: Vom Untadeligen, der für sich Anspruch nimmt, auf den Dieb hinab zu blicken, weil er sich im Einklang mit Gott sieht. Und von den ungleichen Söhnen. Wo der Gehorsame nicht tut, was er zugesagt hat. Und der anfänglich Unwillige umkehrt, um auf sich zu nehmen, was er ablehnte. Was Jesus uns dazu sagt, widerspricht unserem Empfinden. Wer anständig lebt, soll vor Gott schlechter da stehen als der Gesetzesbrecher? Und verhalten sich nicht BEIDE Brüder falsch, wo es doch heißt, deine Rede sei Ja Ja Nein Nein?

Sie ahnen bereits, worauf ich hinaus will. Schließlich sind wir ja noch immer im Reformationsjahr 2017. Der Gesetzesbrecher bei Matthäus gesteht ein, dass er gegen Gott lebt und bittet darum, dass dieser ihm gnädig sei. Der Neinsager bei Lukas, bereut, was er gesagt hat und kehrt um. Das Verhalten dieser beiden Menschen, so Luther, öffnet die Tür, dass sie etwas geschenkt bekommen, völlig unverdient: Gottes Zuwendung.

Dass einer erhöht wird, wenn er sich erniedrigt. Dass einer etwas geschenkt bekommt, der es nicht verdient hat - gerne hören wir davon, es ist ja Sonntagmorgen. Ab Montag sieht die Welt dann leider ganz anders aus.

Ich will heute zu Ihnen über einen Menschen sprechen, den der große Unterschied umgetrieben hat zwischen Gottes Gerechtigkeit, von der bei Lukas und Matthäus die Rede ist und der menschlichen Gerechtigkeit, wie wir sie alle erleben, wenn der Sonntagmorgen vorbei ist.

Der Zürcher Reformator Ulrich Zwingli, Luthers Zeitgenosse, stammt aus einer wohlhabenden Familie mit bäuerlichem Hintergrund. Der Vater ist Bürgermeister, - nicht eingesetzt von der Obrigkeit sondern gewählt von den Stimmberechtigten seiner Gemeinde. Wir sind ja nicht im mittelalterlichen Sachsen, wir sind schließlich in der Schweiz. Da gilt Rede und Widerrede und dann wird abgestimmt. Etwas Selbstverständliches für Zwingli. Deshalb wird die Reformation 1523 in Zürich auch per Mehrheitsbeschluss der Ratsmitglieder der Stadt eingeführt, nicht von oben vom Kurfürsten, - nach einer zweitägigen Debatte zwischen Zwingli und seinem päpstlichen Kontrahenten!

Während des Studiums wird Zwingli vom großen Humanisten Erasmus von Rotterdam geprägt. Auch das hat Folgen. Aus Zwinglis Sicht ist der Glaube nicht das Gegenteil von Vernunft, beginnt das eine nicht, wenn das andere endet. Der Glaube wird einem von Gott geschenkt, ist unsere Verbindung zu Gott. Mit unserer Vernunft durchdenken wir, was uns Gott mitteilt, immer nah an den Texten der Bibel. Und wir ordnen damit unser Leben, unser Gemeinwesen oder die Wissenschaft. Wo Luther oft bei seiner Übersetzung das Wort „Gemüt“ wählt, entscheidet sich Zwingli für „Denken“ für „Vernunft“.

Sie sehen, es lohnt über den Wittenberger Tellerrand zu schauen am Ende des Jahres, Richtung Zürich.

Als junger Militärpfarrer erlebt Zwingli in Oberitalien, wie sich Schweizer Bauernsöhne gegenseitig abschlachten als Söldner im Dienst des Hauses Habsburg, für den Papst oder unter der Standarte des Französischen König. Die Armut auf dem Lande hat den jungen Burschen keine andere Wahl gelassen. Währenddessen füllen sich die Taschen der Söldnerführer, wohlhabender, meist adliger Schweizer Stadtbürger, die auf der Gehaltsliste der Kriegsgegner stehen und auch mal, je nach Zahlungsfähigkeit, bereitwillig die Front wechseln.

Das soll ein Ende haben, findet Zwingli, als er am 1. Januar 1519 - daran erinnern wir Ende nächsten Jahres - als Prediger am Grossmünster in Zürich beginnt. Ein Ende haben soll ebenso, dass der Papst das Schwert führt, obwohl Jesus zu Petrus sagte: steck es weg, als die Soldaten ihn bedrängten. Ein Ende soll haben, dass die Klöster in Wohlstand leben, während die Kinder, die Armen und die Alten darben. Ein Ende soll haben, dass die Priester beim Konstanzer Bischof jährlich Ablass zahlen für ihre heimlichen Ehefrauen und die gemeinsamen Kinder, um trotz Zölibat so weiterzumachen wie bisher. Ein Ende soll haben, dass die Bettelmönche den Menschen das

Geld aus der Tasche ziehen, weil sie behaupten, dass sich Gott den Menschen allein durch sie zuwendet.

Mit Gottes Gerechtigkeit hat das alles nichts zu tun, findet Zwingli.

Für Zwingli sind Kirche und Gemeinwesen in einem Zustand der ethischen Verwahrlosung.. Abhilfe kann nur geschaffen werden, wenn man zu dem zurückkehrt, was uns in den Schriften des Alten und Neuen Testaments mitgeteilt wird, erklärt Zwingli den Zürchern. Und diese Schriften müssen übersetzt und allen zugänglich gemacht werden.

Die Botschaft, die Zwingli in den Texten findet und Sonntag für Sonntag verkündet, klingt für damalige Ohren irritierend:

Niemand reicht an Gott heran, sei er Papst, Bischof, Ordensmann oder Obrigkeit. Ein jeder bleibt, was er ist als Mensch: ein von Gott Getrennter, der sich an dessen Stelle zu setzen versucht.

Darin sind sich alle Menschen gleich als Sünder, ob Hilfsarbeiter, Handwerksmeister oder König. Aus der Anmaßung des Menschen, wie Gott sein zu wollen, erfolgt eine Bedrohung des Friedens unter den Menschen, durch Lüge, Übervorteilung, Raub und Totschlag.

Dem stehe zweierlei entgegen, so Zwingli: Das Doppelgebot, wie es uns Jesus mitgegeben hat: Gott zu lieben und zu ehren, und den anderen Mensch zu lieben wie sich selbst. Und: die Gewissheit, dass uns Gott versöhnt hat in seinem Sohn.

Denn natürlich erleben wir täglich, dass wir, so sehr wir uns auch bemühen, es einfach nicht schaffen, seine Gebote einzuhalten, das heißt den Nächsten zu lieben. Selbst wenn es uns gelingt, sind wir in den Gedanken bereits dabei, über unseren Vorteil nachzudenken, der sich daraus ergeben könnte oder eine Gegenrechnung aufzumachen, was uns der Nächste ab jetzt schuldet.

Zwinglis Blick auf unser Leben ist radikal. Wenn irgendjemand glaubt, dass ihm auf dieser Welt etwas gehört und er daraus Rechte auf Einnahmen oder Zinsen, ableitet, dann möge er folgendes bedenken - ich zitiere aus Zwinglis Schrift „Von der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit“ aus dem Jahre 1523: „So nennt Christus mit Recht den Reichtum ungerecht, erstens, weil wir das zu unserem Eigentum erklären, was allein Gottes ist: sodann, weil wir dasjenige, was Gottes ist, und was uns nur zur Verwaltung anvertraut worden ist, nicht nach seinem Willen gebrauchen“ Zwingli geht deshalb so weit, „alle Zinsen ungöttlich“ zu nennen. Und denen, die sich heute exorbitante Boni bewilligen, würde Zwingli entgegenen, dass sie den Reichtum „dem Willen und dem Dienste Gottes gemäß anzuwenden und ihn so zu besitzen (hätten), als besäßen wir ihn nicht:“

Er ermahnt die Obrigkeit - ob gewählt oder scheinbar gottgewollt - darauf zu achten, dass alles aber auch alles in unserem Gemeinwesen den Geboten Gottes zu folgen hat, ja auch dem Gebot, Deinen Nächsten zu lieben wie dich selbst.

Und Zwingli erklärt es zu einer Christenpflicht zu prüfen, ob da, wo Menschen zusammenleben und arbeiten, Gottes Gebote Anwendung finden. Wenn nicht, dann sind wir aufgefordert einzuschreiten auch gegenüber der Obrigkeit.

Da ist Zwingli so ganz anders als Luther. Zwingli verpflichtet uns dazu, dass der Sonntag zum Montag wird. Luthers Frage: Wie bekomme ich einen gerechten Gott, was kann ich tun, um von ihm angenommen zu werden, ist nicht das, was Zwingli umtreibt, als er 1519 nach Zürich kommt. Zwingli fragt danach, wie die Welt so zu gestalten ist, dass die menschliche Gerechtigkeit zum Widerschein der göttlichen Gerechtigkeit wird.

„Gott zu lieben mit deinem ganzen Herzen, deiner ganzen Seele und deinem ganzen Denken“ ist das Eine. „Deinen Nächsten zu lieben wie Dich selbst“, das Andere. Es folgt daraus. Man kann nicht Gott ehren und zugleich seine Gebote mißachten, Menschen belügen, Menschen schlecht reden, bestehlen oder töten.

Zwingli, der ein guter Beobachter seiner Zeitgenossen war, wusste: Man kann auch beim ersten der beiden Teile des Doppelgebotes stehen bleiben, sich zufrieden geben, einen gerechten Gott gefunden zu haben, man kann sich in das schöne wohlige Gefühl hineinfallen lassen, mit sich und Gott im Reinen zu sein. Und ab Montagmorgen den lieben Gott wieder einen guten Mann sein lassen.

Zwingli treibt die Frage um, „wie die beschaffen sein müssen, die bei Gott wohnen wollen“. „Herr, wer darf weilen bei deinem Zelte, wer wohnen auf deinem heiligen Berge?“ wie es im 15. Psalm heißt. Der Prophet Jesaja gibt uns darauf, so Zwingli, die richtige Antwort: „Wer in Gerechtigkeit wandelt und Redlichkeit spricht, wer ungerechten Gewinn verschmäht, wer seine Hand schüttelt, nicht Bestechungen zu nehmen, wer sein Ohr verstopft, nicht Blutrache zu hören, und seine Augen, nicht Unrecht zu schauen: er wohnt auf Höhen; Felsenburgen sind sein Schutz; sein Brot wird ihm gegeben: sein Wasser versiegt nie. Den König in seiner Herrlichkeit schauen deine Augen; sie schauen fernes Land“ (Jesaja 33)

Wäre es nicht wunderbar, so würde uns Zwingli heute fragen, wenn Gottes Gerechtigkeit sichtbar würde, wenn wenigstens wir, mit unserer Gemeinde, mit unserer Kirche auf den Höhen wohnen würden, wo sein Wasser nie versiegt? Selbst wenn wir wissen, dass wir kläglich scheitern werden, wird uns Gott jeden Tag die Chance geben, es neu zu versuchen, wenn wir ihn um Vergebung bitten ehrlichen Herzens. Selbst wenn nur wir, ein paar wenige „untadelig lebten, Gerechtigkeit übten und von Herzen Wahrheit redeten“, wie es im 15. Psalm heißt, sähe dann unsere Welt nicht ganz anders aus?

Amen.